

Haus oder Schule? — oder Haus und Schule?

Erläutert durch Mittheilungen aus der Bildungsgeschichte Göthes und Schillers.

Von dem Direktor Dr. Löschin.

Wo — und so geschieht es ja doch in der Regel — an der Erziehung und Ausbildung des Menschen in zwei neben einander stehenden Werkstätten, dem Hause und der Schule, und zwar in so kurzen Zwischenräumen abwechselnd, daß man sagen kann gleichzeitig gearbeitet wird; da ist es sehr natürlich, daß, wenn auch in dem günstigen Falle des Gelingens jede von beiden allenfalls dazu geneigt ist, das Verdienst mit der andern zu theilen, doch bei einem ungünstigen Resultate sowohl diese als jene die Schuld von sich ablehnt und sie der andern zuschiebt. Beide beschuldigen sich dann gegenseitig des Mangels an treuer und sorgfältiger Beaufsichtigung, und entweder einer zu großen Strenge, oder einer zu schwachen Nachsicht. Jede klagt darüber, daß ihr die andre gar zu störend entgegengewirkt, sie durch schädlichen Einfluß um den Erfolg ihres Bemühens gebracht, ihr das Unkraut unter den Weizen gestreut, und so ihr die Erndte, die sie von ihrer Aussaat zu erwarten gehabt, leider verdorben habe. Die Schule findet diese verderblichen Einwirkungen in den zu häufig dargebotenen und zu übel gewählten Genüssen, die das Elternhaus den Kindern, zu einer Zeit, wo diese unzerstreut für die Unterrichtsstunden arbeiten sollen, darbietet; in der größtentheils dadurch veranlaßten, alle Fortschritte hemmenden, Unregelmäßigkeit, womit diese Stunden besucht werden; in dem Bemühen so mancher Eltern, ihre Kinder gegen jedes Zwangsmittel, dessen Anwendung der Lehrer für nöthig hält, entweder durch schwer abzulehnende Bitten, oder wohl gar durch ungestüme Forderung und eigenmächtiges Dazwischentreten in Schutz zu nehmen; in der Geneigtheit dieser Eltern, ihren Kindern mehr als den Lehrern derselben zu glauben; den letzteren Parteilichkeit, Bestechlichkeit, Sorglosigkeit und jede andre Art von Gewissenlosigkeit zuzutrauen, und sie ihnen wohl gar in der rücksichtslosesten Weise mündlich oder schriftlich zum Vorwurfe zu machen. Das Elternhaus führt dagegen die Klage, daß der Lehrer in dem großen Kreise der ihn umgebenden Schüler den einzelnen nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit, seinem besondern Bedürfnisse und Allem, was gerade für ihn ersprießlich wäre, nicht beobachten, erkennen und berücksichtigen könne; daß er in einem so weiten Kreise diesem einzelnen auch von Seiten des Herzens gar zu fern und fremd bleibe, und nur einen sehr geringen Theil des Interesses für ihn hege,

welches für das — der Liebe und Theilnahme so bedürftige — Kind im Vater und Mutterherzen lebt; daß ein Unterrichten in Masse, ein sogenanntes „Ueber Einen Kamm scheeren“ nur den begabten, wohlgearteten, gleichen Schritt mit einander haltenden Schülern zu Gute komme, daß aber der schwache, schwerer zu behandelnde, mit jenen begünstigtern nicht fortzuziehende dabei ermatte, zurückbleibe und zuletzt nicht mehr beachtet werde. — Da ist dann freilich die so oft ausgesprochene Forderung: „es solle die Schule mit dem Elternhause Hand in Hand gehen,“ eine sehr schwer zu erfüllende; denn es sind der Hände, die hier in einander gefügt werden sollen, auf beiden Seiten gar zu viele, und dabei auf jeder dieser Seiten so verschiedenartig wirkende, oft weniger mit als gegen einander arbeitende. Sind denn im Elternhause in Betreff der Kindererziehung Vater und Mutter stets gleicher und nicht im Gegentheil oft sehr verschiedener Ansicht? und gehen daraus nicht Forderungen, Mafregeln und Verfahrensarten hervor, die nicht selten mit einander im entschiedensten Widerspruche stehen? Und dabei nun die mannigfaltigsten, oft erst in ihren Folgen bemerkbar werdenden Mitwirkungen von Geschwistern, Hausfreunden, Nachbarn, Dienstboten und so manchen Andern, mit denen auch das in möglichster Abgeschlossenheit heranwachsende Kind in unvermeidliche Berührung kommt. Wie will die Schule, die alle diese Verhältnisse bei den meisten nicht kennt, zur Beseitigung der daraus hervorgehenden Nachteile die Hand bieten, vornehmlich da auch in ihr der mit und neben einander wirkenden Hände so viele und so verschiedene sind! Je größer die Zahl der Lehrer ist, die an der Ausbildung des Schülers arbeiten, um so größer auch die Ungleichheit in der Beurtheilung und in der Behandlungsweise, die ihm zu Theil wird. Verschiedenheit des Alters, des Talentes, der Gemüthsbeschaffenheit, der Erfahrung, ja der ganzen Persönlichkeit macht hier ein völliges Gleichsein und Gleichhandeln unmöglich; weshalb man denn die ältere Schuleinrichtung, nach welcher in jeder Klasse nur ein Lehrer den Unterricht zu erteilen hatte (das Klassensystem), wobei dann die Lehranstalt in so viele abgesonderte, nur neben einander bestehende Schulen zerfiel, als sie Klassen zählte, dem jetzt allgemein angenommenen Fachsysteme, nach welchem jeder Lehrer gewisse Gegenstände des Unterrichtes in allen oder mehreren Klassen, ab- und zugehend, zu besorgen hat, nicht selten vorzuziehen geneigt ist, indem man das, was durch das letztere an Gründlichkeit des Docirens gewonnen wird, für weniger wichtig hält, als den Gewinn, der für die sittliche Ausbildung der Schüler aus dem ersteren hervor geht. Hat aber auch wirklich die ganze Schule oder jede einzelne Klasse derselben nur einen Lehrer; so arbeitet ja auch dann noch an der innern und äußern Gesittung der Schüler nicht dieser Eine allein; sondern jeder dieser Schüler übt einen mitwirkenden Einfluß auf den andern, und zwar bei Gleichheit des Alters, der Lebensverhältnisse, der Ansichten und Neigungen meistens einen viel eindringendern, als der Lehrer selbst, bei welchem eine solche Gleichheit nicht vorhanden ist.

Es geht also — hat bei Erwägung dieser Uebelstände so Mancher gesagt — mit diesem Zusammenwirken der beiden verschiedenen Werkstätten nicht; man muß sich auf eine derselben beschränken, und demnach die ganze Ausbildung des Kindes entweder dem Elternhause oder der, zu einer Erziehungsanstalt erweiterten Schule überlassen. — Jedenfalls dem ersteren hat ein nicht geringer Theil dieser Separatisten gemeint. Vater und Mutteraugen können den kleinen Kreis der Kinder des Hauses sorgsamer überwachen, als die Augen des Lehrers den um Vieles größeren der

Schüler, und werden es, da Verhältniß, Interesse und Verpflichtung dort sehr viel bringender dazu auffordern, als hier. Umgang, der einen so wesentlichen Einfluß auf die sittliche Erziehung der Jugend übt, läßt sich im Elternhause wählen, beobachten, beschränken und regeln; in der Schule hängt er vom Zufalle ab, ist, wie nachtheilig er sich auch zeigen möge, doch unvermeidlich, und kann sich auch der sorgfältigsten Beobachtung sehr leicht entziehen. In der Abgeschlossenheit des elterlichen Hauses darf dem Kinde kein Beispiel gegeben, keine Mittheilung gemacht, kein Einblick in das Leben geöffnet werden, wovon sich eine verderbliche Einwirkung befürchten ließe; wie ist das Alles aber bei dem Besuche einer Schule zu vermeiden, bei welchem schon der Weg, der dahin führt, der Neugier und Schaulust des Kindes so Vieles zu beobachten giebt, was nicht zu den edelsten Lebensbildern gehört, und der tägliche Verkehr mit Kindern aus den verschiedensten Familienkreisen den Schüler mit Dingen bekannt macht, von denen er im Elternhause nie etwas erfahren hätte.

Und doch, sagt ein Anderer, ziehe ich — vornehmlich für Knaben — eine Schul- und Erziehungsanstalt der Ausbildung im häuslichen Kreise vor. Wer in der Welt und unter Menschen leben soll, muß Welt und Menschen frühe kennen lernen. Wer nicht nur einem engen Familienkreise sondern einer größern Gesammtheit angehört, als deren Mitglied er sich zu betrachten hat, muß sich frühe mit diesem Verhältnisse vertraut machen. Wer später mit den verschiedenartigsten Charakteren im Verkehre stehen, mit ihnen wirken, streiten und in Konflikte gerathen wird, muß frühe sich an eine gemischte und ungleichartige Umgebung gewöhnen; — und das Alles kann nur in der Schule, die das Vorspiel des späteren geselligen Lebens ist, und die Vorbereitung für dasselbe giebt, nicht aber in der Abgeschlossenheit des häuslichen Familienkreises, in der Isolirung und Fernhaltung von jedem unangenehm berührenden Umgange erreicht werden. Die spitzigen und scharfen Ecken, in denen der Egoismus, die Präntension, der Eigensinn und die Selbstgefälligkeit oft schon so frühe hervorschießen, kann nur das Schulleben mit seiner Beweglichkeit, seinen Reibungen, Kollisionen und Konflikten, seinem Aneinandergerathen der verschiedenartigsten Stoffe und seinem natürlichen Widerstreite gegen alles Einseitige und Exklusivge gehörig abschleifen, und die Ungelenkigkeit, Befangenheit und Peinlichkeit beseitigen, die aus jeder Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit der Lebensweise hervorgeht. Ist auch der Anstoß, den der Knabe bei diesen Kollisionen erleidet, mitunter ein empfindlicher und wehethuender, und giebt es da auch bisweilen ein kleines Unrecht zu erdulden, eine zu harte Rüge oder Strafe zu verschmerzen; — Aehnliches und noch Fühlbareres wird ihm im späteren Leben vielfältig begegnen und ihn, wenn er durch eine solche Vorschule gegangen ist, um Vieles weniger bestreben und muthlos oder irre machen, als wenn er dieser Unbill mit Unerfahrenheit und Verwöhtheit entgegenträte.

Wer von Beiden, oder ob keiner von ihnen hier das Rechte gefunden hat, und ob dieses Rechte nicht, wie so oft, in der Mitte liegt, und in der vereinigten Benutzung der Vortheile, die einerseits aus der ersteren, andererseits aus der letzteren dieser beiden Erziehungsweisen hervorgehen — wobei dann nur die Aufgabe zu lösen wäre, jene Schwächen, an welchen sie Beide laboriren, möglichst unschädlich zu machen — wird, da es sich hier um eine Sache der Praxis handelt, wohl nur durch die in dieser Praxis gemachte Erfahrung entschieden werden können. Man wird nachweisen müssen, daß diese und jene Vorzüge und Mängel, die sich in dem Charakter und

in dem Leben eines Menschen kund geben, in der Schule oder in dem Elternhause ihren Ursprung hatten, und aus der Art, wie hier oder dort seine Erziehung geleitet ward — hervorgingen. Allerdings wird eine solche Beweisführung schwer werden. Denn wie klar muß ein Charakter und ein Leben mit allen seinen Grundlinien und deren mannigfaltigen Verzweigungen vor unsern Blicken da liegen, wenn wir alle diese Haupt- und Nebenlinien auf ihren gemeinsamen Anfangspunkt zurückführen und aus der eigenthümlichen Beschaffenheit und Lage desselben die Richtungen jener Linien und die Art und Weise ihrer Verschlingungen herleiten und erklären wollen! — Wie selten aber liegen uns über Charakter und Leben eines Menschen so viele und so gründliche Zeugnisse vor, daß wir einen solchen Zerlegungsprozeß damit vornehmen und dabei bis auf die ersten Grundlinien zurückgehen können! — Um zu ermitteln, was durch die bei ihm zur Anwendung gebrachte Erziehungsmethode in ihm erzeugt worden ist und als sicheres Resultat derselben angesehen werden kann, wird bei einer solchen psychologischen Analyse viel weniger das zu berücksichtigen sein, worin sich das äußere Leben mit seinem Thun und Treiben kund thut, als alles das, worin sich das Seelenleben mit seinen Ansichten, Grundsätzen, Bestrebungen, Neigungen und Abneigungen, seiner Sehnsucht und seiner Befriedigung, seinem reinen Klange und seiner Verstimmung auf erkennbare Weise darstellt. Es werden also vornehmlich schriftstellerische Darlegungen sein, die hier in Betracht kommen, und zwar nicht wissenschaftliche und docirende, sondern poetische, das heißt in dem wahren Sinne des Wortes, nach welchem der Dichter sein eigenes Empfinden, Sehnen, Glauben, Hoffen, Lieben in klaren und geläuterten Ergüssen seines Innern in subjektiver oder objektiver Darstellung zur Anschauung bringt. Ist dies nun keinem unsrer vaterländischen Dichter in größerem Maße gelungen, als Göthe und Schiller, und werden wir also, wenn wir die begonnene pädagogische Untersuchung fortsetzen wollen, vor Allen auf diese unser Augenmerk zu richten haben; so kommt uns dabei das so reiche Material gar sehr zu Hülfe, welches zum Verständnisse ihres Geistes und ihrer Dichtungen in so zahlreichen Biographien, Charakteristiken, Kommentaren, Studien u. dgl. vorhanden ist. Dazu kommt dann auch noch, daß gerade ihre Bildungsgeschichte bei der Beantwortung der hier zur Sprache gebrachten Frage: ob Elternhaus oder Schule die rechte Werkstätte für die geistige und sittliche Erziehung des Knaben sei? überaus beachtungswerth ist, da Göthe hier die im häuslichen Kreise, Schiller die in einer Schul- und Erziehungsanstalt Gebildeten repräsentiren kann.

Hört man, wie Göthe selbst sich über die Schule, die er, fünf Jahr alt, mit seiner um 1½ Jahr jüngern Schwester für die kurze Zeit, in welcher der Unterricht im Hause wegen des Umbaues desselben nicht Statt finden konnte, besucht hat, in „Dichtung und Wahrheit u. s. w.“ äußert, und zwar in den harten Worten: „Indem man die zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng, gehaltenen Kinder unter eine Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen, ganz unerwartet Alles zu leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu schützen;“ — dann scheint es, als müßte

man, vornehmlich bei der Voraussetzung, daß der wohlhabende und sorgsame Vater wohl nicht eine der schlechtesten unter den dort vorhandenen Lehranstalten gewählt haben wird, den damaligen Zustand des Frankfurter Schulwesens für einen so beispieellos mangelhaften ansehen, daß die Frage: warum unser Dichter seine Ausbildung in den geschlossenen Räumen seines Elternhauses erhielt? keiner weiteren Beantwortung bedürfte. Man erwäge jedoch, daß der Uebergang des nur an die Stille des Hauses und an den beschränkten Umgang in demselben gewöhnten Kindes in das Geräusch der Schule und in die sich dort herandrängenden zahlreichen und verschiedenartigen Umgebungen stets etwas Befremdendes, Aengstigendes und Beunruhigendes mit sich führt, daß aber die Gewöhnung, bis zu welcher Göthe's kurzer Schulbesuch es nicht bringen konnte, mit dem Allen nach und nach nicht nur vertraut macht, sondern sogar befreundet; weshalb denn auch Viehoff („Göthe's Leben“) meint: „Die „Waffen“ würden sich schon auf die Dauer gefunden haben, und das „Gemeine und Niederträchtige“ würde bald in andern Lichte erschienen sein.“ Göthe's Zurückhalten von der Schule hat also — obwohl er selbst von des Vaters „Misstrauen gegen die damaligen Lehrer“ und von der „Pedanterie und Trübsinnigkeit“ derselben spricht — gewiß nicht allein, und auch wohl nicht einmal vornehmlich seinen Grund in der Schlechtigkeit jener Frankfurter Anstalten, sondern wahrscheinlich in ganz andern Umständen gehabt. Zunächst wohl darin, daß sein Vater, Johann Caspar Göthe (geb. 1710, gest. 1782), Sohn eines, durch Heirath wohlhabend und Besitzer eines großen Gasthofes gewordenen, Schneidermeisters aus Artern im Mansfeldischen, als er nach vollendeten Rechtsstudien zu Leipzig und Gießen (wo er promovirte), in seiner Vaterstadt Frankfurt das nachgesuchte öffentliche Amt auch für Verzichtleistung auf Besoldung nicht ohne die gesetzmäßige Ballotage zu erlangen vermocht, im Aerger darüber sich Titel und Rang eines kaiserlichen Rathes verschafft, jede amtliche Anstellung in der alten Reichsstadt sich dadurch unmöglich gemacht und sich auf diese Weise zu einer Geschäftslosigkeit verurtheilt hatte, die dem rüstigen, arbeitslustigen Manne — sowie auch seinen nicht wenig dadurch leidenden Hausgenossen — ungemein lästig wurde, und der er nun durch eigene Besorgung des Unterrichtes seiner Kinder für eine Reihe von Jahren abhelfen wollte. Göthe nennt ihn „lehrhafter Natur,“ und er hatte diese Lehrhaftigkeit, schon ehe die Kinder geboren wurden, an seiner Gattin geübt, die er in der Musik und im Italienischen (des Gesanges wegen) unterrichtete. Doch auch an einem gewissen Lehrtalente scheint es ihm nicht gefehlt zu haben, wie man aus den (in der Frankfurter Stadtbibliothek aufbewahrten und von Weismann herausgegeben) Exercitien ersehen kann, die er dem Sohne in dessen siebentem bis neuntem Jahre auszuarbeiten gab, und die ganz dazu geeignet waren, die Selbstthätigkeit des Knaben anzuregen und in die ersten Lebensanschauungen desselben Klarheit und ein richtiges Verständniß zu bringen. Demohngeachtet aber macht Göthe denn doch die Bemerkung, daß man bei einem solchen „pädagogischen Dilettantismus,“ der damals in die Mode kam, vergessen habe, „wie mangelhaft jeder Unterricht sein muß, der nicht durch Leute von Metier erteilt wird.“ Es mußten daher für die Lehrgegenstände, in welchen der Vater den Unterricht nicht selbst erteilen konnte, auch Leute dieser Art zu Hülfe genommen werden, wobei aber nicht immer eine glückliche Auswahl getroffen wurde; denn der Zeichenlehrer war ein „Halbkünstler,“ der „ohne die rechte Folge und Methode verfuhr“; bei dem Religionsunterrichte „ward an einen geistreichen Vortrag nicht gedacht, und die

Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zufagen;“ nur im Englischen wurde etwas geleistet. In der Geometrie scheint es bei den ersten Elementen geblieben zu sein, von denen sofort, um der Sache einigen Reiz zu geben, in die praktische Anwendung übergegangen, und nicht nur an Darstellung abstrakter Formen, sondern noch lieber an zierlichen Kästchen, Lusthäusern u. dgl. gearbeitet wurde. Für die Realien, die der Vater als Nebensache behandelt zu haben scheint, geschah bei diesem Unterrichte sehr wenig. Eine Mineraliensammlung, die er von seiner, sehr gern von ihm besprochenen, Reise nach Italien mitgebracht hatte, wurde den Kindern mehr zum Zeitvertreibe als zur Belehrung vorgezeigt, und soviel darüber gesagt, als er in Ermangelung gründlicher Kenntniß sagen konnte. Andre Gebiete der Naturwissenschaften blieben dabei fast ganz unberührt, und Göthe hat erst in Weimar sich damit vertraut gemacht und ihr Studium lieb gewonnen. Geographie wurde aus einem alten Kompendium, in welchem sie zur Erleichterung des Behaltens in abgeschmackte Reimverse gebracht worden war, fast mehr dieser belustigenden Abgeschmacktheit als der Sache wegen, memoriet, und Göthe wußte noch im hohen Alter die Reime „Dberysfel — viel Morast macht das gute Land verhasst,“ als Proöbchen davon zu geben. Die Geschichte las er in Gottfrieds Chronik nach, der Viehoff wohl Unrecht thut, wenn er glaubt, nur die schönen Merianschen Kupfer, mit denen das Buch so reichlich ausgestattet ist, hätten den Knaben anziehen können, nicht aber der „sehr naive, der heutigen Jugend ungenießbar gewordene Text“; denn gerade diese Naivetät und schmucklose Einfachheit der Darstellung ist (wie es der Verfasser dieser Erörterung aus an sich selbst gemachter Erfahrung sagen kann), für das jugendliche Gemüth um Vieles ansprechender, als es die meisten der für Kinder geschriebenen, mit moralischen Nutzenwendungen durchwebten populären Geschichtserzählungen mit ihrer faden Gemüthlichkeit und ihrem hohlen Pathos zu sein pflegen. Im Latein unterrichtete der Vater selbst, und zwar, da er der Sprache völlig mächtig war, mit so gutem Erfolge, daß sein Schüler schon im zehnten Lebensjahre den Dvid, Virgil und Terenz zu lesen vermogte. Um Vieles schwächer aber waren die Fortschritte im Griechischen. Göthe nennt den Lehrer nicht, der ihm dazu die Anleitung gegeben. Wahrscheinlich war es auch hier der Vater selbst; denn in dem bereits erwähnten Exercitienhefte kommen in den lateinischen Dialogen auch einige griechische Phrasen und Sentenzen vor. Bis zum fertigen Lesen griechischer Autoren kam es jedoch nicht; Uebersetzungen mußten dabei aushelfen. „Meine Kenntniß hierin,“ bemerkt er selbst, „erstreckte sich (zur Zeit seines Abganges zur Universität) nicht über das Neue Testament hinaus;“ doch hat er sich in späteren Jahren, durch den Umgang mit Wolf und Boß, mit dieser Sprache vertrauter gemacht. Auch von dem Italienischen theilte der Vater so viel mit, als er auf jener Reise nach Neapel gelernt hatte, und zwar zunächst nur der Tochter; ließ es jedoch gern geschehen, daß der an demselben Tische mit andern Gegenständen beschäftigte Sohn nebenher auch diese „lustige Abweichung des Lateinischen“ mitternte. So scheinen die Kinder auch die Elemente des Französischen, worin er selbst es nicht zu großer Fertigkeit gebracht haben mogte, von ihm erlernt zu haben. Grammatischen Unterricht im Deutschen hat Göthe wohl nicht genossen. Man hielt diesen Unterricht damals, auch in Schulen, für überflüssig, da man die Muttersprache ja aus täglicher Uebung kennen lerne und höchstens einige Exercitien im schriftlichen Gebrauche derselben nöthig habe; — wie sie sich denn auch in jenem

Frankfurter Geste vorfinden. Die Anleitung, die der Vater dazu geben konnte, war, wie man aus einem (zuerst von Nicolovius herausgegebenen) Briefe ersehen kann, den er in pedantisch steifer, barroter und altväterischer Ausdrucksweise im Jahre 1776 an den dänischen Konsul Schönborn in Algier schrieb, sehr mangelhaft. Eine ähnliche Bewandniß mag es mit dem Unterrichte im Tanzen gehabt haben, den der 48jährige, in steifer ernster Haltung einherschreitende Vater seinen Kindern selbst ertheilte, und dabei die zierliche Menuet, die er einübte, mit der Flute-douce begleitete. Das sehr rasche Fortschreiten des begabten Lehrlinges in Allem, wozu der Vater ihn anleitete, scheint diesen, nur an einen langsamen und bedächtigen Schritt gewöhnten, Führer so außer Athem gebracht zu haben, daß er, um Luft schöpfen zu können, es gern sah, wenn der sich überall nach neuen Gegenständen umsehende Knabe irgend etwas Anziehendes fand, das ihn, wenigstens für eine Zeitlang, beschäftigte und festhielt, so daß jener mit seinen Vorarbeiten und Präparaturen ihm nachkommen konnte. Daher gestattete er es nicht nur, daß sein Zögling von einem Musiklehrer, der seinen Unterricht mit drolligen Späßen zu würzen pflegte, das Klavierspielen erlernen durfte, was freilich mit dem Interesse an diesen, sich zu oft wiederholenden, Späßen sehr bald wieder aufhörte (so wie das späterhin angefangene Flöteblasen und Violoncellspielen); sondern er ließ sich sogar des Knaben sonderbare Liebhaberei für das Jüdisch-Deutsch gefallen, und gab ihm willig darin nach, als er, um auf den Ursprung dieses Jargons zurückgehen zu können, Unterricht im Hebräischen zu genießen wünschte. Der damit beauftragte 70jährige Rektor Albrecht („ein Aesop im Chorrocke und Perrücke, mit sarkastischem Lächeln und großen, geistreich leuchtenden, obgleich gerötheten Augen“) konnte jedoch mit seinen grammatischen Regeln und Paradigmen die Aufmerksamkeit des Schülers nicht lange fesseln, und mußte, um rege Theilnahme in ihm zu erhalten, sich in Disputationen über die Zweifel, welche derselbe gegen den Inhalt des im Alt. Test. Gelesenen aussprach, mit ihm einlassen, die der in Verlegenheit gebrachte Lehrer dann oft nur mit dem lachend ausgesprochenen „Er närrischer Kerl! Er närrischer Junge!“ zu beantworten wußte. Es konnte nun aber dem Vater bei dem Allen nicht verborgen bleiben, daß diesem Unterrichtswesen der spornende, in reger Kraftanstrengung erhaltende Wettseifer fehlte, und er entschloß sich dazu, diesem Mangel, so viel als möglich, durch eigene Theilnahme an dem seinem Sohne in einigen, ihm selbst fremd gebliebenen, Gegenständen von andern Lehrern ertheilten Unterrichte, abzuheben, und so lernte er mit demselben gemeinschaftlich das Englische und das Zeichnen. Allein der eine Konkurrent hätte, auch wenn er, worauf es hier doch so wesentlich ankam, mit dem Wettseifernden gleichen Alters gewesen wäre, zu einer solchen Anspornung wohl nicht ausgereicht. Es wurde daher durch Hinzuziehung anderer Knaben eine Art von Privatschule gebildet, in der sich jedoch sehr bald dieselben Uebelstände bemerkbar machten, die man durch das Zurückhalten von öffentlichen Schulen hatte vermeiden wollen. „Unsre Lehrer,“ sagt Göthe, „behandelten uns oft sehr unfreundlich und ungeschickt mit Schlägen und Pöffen, gegen die wir uns um so mehr verhärteten, als Widersetzlichkeit oder Gegenwirkung bei uns aufs höchste verpönt war.“ Mehr noch hatte er von seinen Mitschülern zu erleiden, was er anfangs geduldig ertrug, zuletzt aber doch, da „die Zudringlichkeiten der Andern wuchsen, und, wie eine unartige Grausamkeit keine Grenzen kennt,“ ihn auch aus seiner „Grenze hinaustrieben,“ sich gegen diese Mißhandlungen in einem (von ihm geschilderten) blutigen Kampfe auf das Ernst-

lichte zur Wehre setzen und erklären mußte, daß er „künftig bei der geringsten Beleidigung Einem oder dem Andern die Augen auskragen, die Ohren abreißen, wo nicht gar ihn erdrosseln würde.“ Daß aber auch der gewünschte Wetteifer dabei nicht ausblieb, zeigt sich an einer, in dem Frankfurter Hefte enthaltenen, Reihenfolge von kalligraphischen Exercitien, welche nach dem Provinzialismus „Stechen“ d. h. um den Preis kämpfen, „Stechschriften“ genannt werden, und in deren Anfertigung diese gemeinschaftlich Unterrichteten miteinander certirten. Zu Kampfrichtern wurden Hausfreunde gewählt, welche den Werth des Probeblattes durch eine Nummer bezeichneten. So bemerkt (der damals achtjährige) Göthe unter dem einen dieser Blätter: „Zweite Stech-Schrift, welche im Monate May 1757 unter 20 Streitern nach dem Urtheil des Herrn Brunelius mit No. I. beehret worden,“ und unter einem zweiten: „Den 2. August 1757 beliebte es dem Herrn Seelhof mich unter 22 Mit-Stechern mit No. 7. zu beehren.“ Auch erzählt er: „Wir Knaben hatten eine sonntägliche Zusammenkunft, wo jeder von ihm selbst verfertigte Verse produciren sollte.“

Es ist nun wohl nicht zu läugnen, daß sich in dieser Unterrichtsweise mehr Zufall und Laune, als Plan und Abgemessenheit, mehr beliebiges Gehenlassen, als geordnetes Durchführen, mehr das Experimentiren jenes „pädagogischen Dilettantismus“, als das geregelte Verfahren der „Leute von Metier“ erkennen läßt, und Göthe selbst spricht von seinem damaligen „zerstreuten Leben;“ seinem „zerstückelten Lernen,“ seiner „stets geschäftigen Einbildungskraft,“ die ihn „bald da, bald dorthin führte,“ und von den „fremdartigen Beschäftigungen und Arbeiten, die so schnell auf einander folgten, daß man sich kaum besinnen konnte, ob sie zulässig und nützlich wären.“ So haben denn auch seine Beurtheiler Manches von dem, worin er sie nicht befriedigte, aus dem Mangelhaften seines Bildungsganges hergeleitet. „Es war,“ sagt Schäfer („Göthes Leben“), „ein Fehler in der Götheschen Erziehung, daß Alles zu früh und möglichst gleichzeitig gelernt werden sollte; dadurch ward die Neigung getheilt und geschwächt, der Hang zum Wechsel befördert;“ und so klagt er auch über den „pädagogischen Dilettantismus,“ „der, um Versäumnisse wieder einzubringen, das Wissenswürdige von allen Seiten heranzuziehen sucht und in dem Vielerlei der Bildung unsicher umhergreift.“ „Ward auch,“ fügt er hinzu, „Göthes Vielseitigkeit dadurch gefördert, so ist ihm doch auch, als Folge dieser planlosen Erziehung, das rasche Abspringen von einem Gegenstande der geistigen Beschäftigung zu einem andern durchs ganze Leben eigen geblieben. Welch ein Gewinn wäre es für ihn gewesen, wenn er das schon frühe begonnene Studium des Griechischen eifrig fortgesetzt hätte! es wäre ihm der Umweg erspart worden, auf dem er sich späterhin dem hellenischen Alterthum näherte.“ Auch Viehoff ist der Meinung: „Es wäre vielleicht nicht unheilfam für den Knaben gewesen, wenn er eine Zeit lang an den strengen und festen Bildungsgang einer öffentlichen Schule gebunden worden wäre, die unmöglich den einzelnen Zöglingen in ihren besondern Neigungen so nachgehen kann, wie es der Privatunterricht, bei aller Consequenz, in der Regel doch thun wird.“ Ja, er behauptet sogar: „Deutschland hätte einen andern Göthe gehabt, wenn er in Elementarschule und Gymnasium sich zur Universität vorbereitet hätte.“ Bornehmlich, sagt man (so Viehoff, Dünzger u. A.), fehlte bei diesem Studiren nach Laune und Belieben die Gewöhnung an „ausdauernden, anhaltfamen Fleiß,“ d. h. an „jenen stoischen Fleiß, der auf ein fern gestecktes Ziel mit willenskräftiger Ueberwindung der augenblicklichen Stimmung und Neigung hinarbeitet, der es sich

faner werden läßt, den Schiller z. B. bei den Vorarbeiten zu seinen Dramen und großen historischen Kompositionen bewährte“ (Viehoff). Wie viele ernste Studien und Quellenforschungen gingen der Bearbeitung des „Wallenstein“ vorher! Der des „Egmont“ wohl nur die Lektüre des (allerdings meisterhaft geschriebenen) Buches *de bello Belgico* von dem Jesuiten Strada und vielleicht noch ein gelegentlicher Einblick in Meterens *Niederländische Geschichte*. „Göthe spricht“, sagt Dünker („Göthes Gös und Egmont“), „von seinem sorgfältigen Studium einzelner Theile der Weltgeschichte, von seiner fleißigen Erforschung der Quellen der Geschichte vom Aufstande der Niederlande. Beides möchten wir bezweifeln.“ Und nicht nur den Fleiß der historischen Forschung, sondern auch den Sinn für geschichtliche Auffassung und Anschauung hat man ihm abgesprochen, und auch diesen Mangel zum Theil aus der Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit seiner Bildungssphäre hergeleitet. Es sei ihm, meint Gervinus, dadurch, daß sein Vater ihn der Schule entfremdete und im Hause erzog, „der epische Jugendlauf entgangen“, und „Geschichte (und Epos) habe ihn daher nie in bedeutendem Grade gefesselt, weil das Interesse daran nur in einem äußerlich bewegten Leben wurzelt.“ Auch Hillebrand ist der Meinung, daß Göthe für die „Weltgeschichte keinen rechten Sinn hatte, auch kein historisches Drama in Shakespearischer Weise und Haltung schreiben konnte.“ „Es war ihm“, bemerkte er, „nicht gegeben, die Wucht bedeutender Geschichtsereignisse zu ertragen, und den Geist derselben in seinem objektiven Walten und Bilden festzuhalten oder zu bewältigen;“ — ein Urtheil, welches Göthes enthusiastischer, Alles an ihm bewundernder Lobredner Rosenkranz („Göthe und seine Werke“) mit der wegwerfenden Aeußerung: „Es hat einigen deutschen Professoren gefallen, Göthe den Sinn für die Geschichte abzuspochen, aber einen Gös, einen Egmont ohne historischen Sinn zu dichten, ist unmöglich“ abfertigen zu können glaubt.

Doch es ist nicht die Gründlichkeit und der Umfang des Wissens, nicht der Sinn für diesen oder jenen Gegenstand desselben allein, was dabei in Betracht kommt, wenn die Frage beantwortet werden soll, welchen Einfluß Göthes Zurückhaltung von der Schule und seine an die Stelle derselben gesetzte häusliche Ausbildung auf das, was er geworden ist, gehabt hat. Denn die Schule wirkt auf die Bildung ihres Zöglings ja nicht nur durch den Unterricht, den sie ihm ertheilt, sondern auch — und mitunter fast noch mehr — durch den so verschiedenartigen Umgang, in den sie ihn führt, durch die mannigfaltigen Berührungen, Reibungen und Konflikte, die bei dem Leben in ihr nicht zu vermeiden sind. Ist nun aber gerade diese Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit des Verkehrs für die Charakterbildung, von der Göthe ja selbst bemerkt, daß sie nur „im Geräusch der Welt“ gedeihen könne, von bedeutendem Einflusse; so muß das Fehlen derselben und die Beschränkung des Umganges auf das, was das Leben im Elternhause davon zu gewähren vermag, von bemerkbaren Folgen sein. Einzelne Persönlichkeiten werden in dem kleineren Kreise dieses Umganges eine um Vieles tiefere und entschiedenerere Einwirkung üben, als es in jenem größern, zugleich auch die Schule umfassenden Kreise geschehen wäre. Zunächst wird der Vater oder die Mutter — selten der eine und der andre Theil in gleichem Maße — diesen Einfluß gewinnen; — bei Göthe war es, wie sich schon aus dem, was von der Natur und Sitte des Vaters gesagt worden ist, vermuthen läßt, die Mutter. Frau Katharina Elisabeth Göthe, geboren

1731, war die Tochter der damaligen ersten Magistratsperson in Frankfurt, des Schultheiß Johann Wolfgang Textor (geb. 1693, gest. 1771). Im achtzehnten Lebensjahre hatte sie den schon acht und dreißigjährigen wohlhabenden Mann, der guten Versorgung wegen und, wie sich wohl denken läßt, ohne besondre Zuneigung geheirathet, und im neunzehnten ihren, nach dem Großvater genannten Sohn (am 28. August 1749) geboren. Die, wenn auch nicht schulgerechte, doch vielseitige Bildung, welche sie besaß, und wodurch sie zum mündlichen und schriftlichen Verkehre mit Fürsten und Fürstinnen und mit den geistreichsten Männern ihrer Zeit befähigt wurde, war ihr nicht von Hause aus mitgegeben worden, sie hatte sich dieselbe meistens erst in ihrer Ehe durch Umgang, Lektüre, zum Theil auch durch den Unterricht, den sie, wie schon erwähnt, von ihrem Gatten erhielt, erwerben müssen. Bei dem sehr lebhaften Geiste, der sie bis in ihr hohes Alter befeelte (sie starb i. J. 1808), bei der überaus regamen, poetisch schwärmenden Phantasie, die, mit einer innigen Gemüthlichkeit verbunden, Jedem, der sie kennen lernte, für sie einnahm, bei drolligem Witze, immer jugendlich bleibender Munterkeit und stets heiterer Auffassung aller Lebensverhältnisse und Schicksale, war sie ganz dazu geeignet, ein lebensfrohes Kind zu sich heranzuziehen, es zu lenken, zu beschäftigen und zu erfreuen. „Ich und mein Wolfgang,“ sagte sie zu Bettina von Arnim, „haben uns halt immer verträglich zusammengehalten; das macht, weil wir Beide jung und nicht gar so weit, als der Wolfgang und sein Vater, aus einander gewesen sind.“ Sie wußte durch lebendige Erzählung unterhaltender Märchen, die sie selbst, und zwar dem vorliegenden pädagogischen Bedürfnisse angemessen, ersann, die Aufmerksamkeit des Knaben zu fesseln, seine Phantasie zu beleben und sein Nachdenken zu üben, indem sie, gleich der Schemhazade, da abbrach, wo die Erwartung auf das Höchste gespannt war, es ihm dann überließ, den weiteren Fortgang zu errathen, und wenn er seine Gedanken darüber der im elterlichen Hause wohnenden Großmutter mitgetheilt hatte, dieselben zu seiner Ueberraschung im weiteren Verfolge der Erzählung benutzte. In diese Erzählung webte sie mit dichterischem Talente das, was dem kleinen Zuhörer in der Natur und im Leben bereits erschienen war, und was nun in dem phantastischen Farbenshimmer, womit sie es zu umgeben verstand, ein erhöhtes Interesse für ihn gewann, und wohl sicher den Grund zu der poetischen Lebensanschauung legte, die das Charakteristische, ihm so viele Bewunderer Gewinnende seiner ganzen Dichtungsweise geworden ist. So ist es aber unläugbar auch von ihr ausgegangen, daß diese Lebensanschauung sich so viel als möglich — und fast ängstlich — von Allem fern hielt, was von irgendwo eine starke Bewegung, lebhaftes Unruhe, heftige Erschütterung und schauerliche Verdunkelung in die vor kommenden Erscheinungen bringen konnte, und daß sie überall nach einem gewissen (in der Schule nicht anzugewöhnenden) Quietismus strebte, der jeder schmerzlichen Berührung sorgsam und sich selbst täuschend auswich. Frau Söthe pflegte bei dem Miethen neuer Dienstboten denselben anzubefehlen: „Ihr sollt mir nichts wiedererzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches und Beunruhigendes, sei es nun in meinem Hause, oder in der Stadt, oder in der Nachbarschaft vorfällt. Ich mag ein für alle Male nichts davon wissen. Geht's mich nah an, so erfahre ichs noch immer zeitig genug. Geht's mich gar nicht an, so bekümmerts mich überhaupt nicht! Sogar wenn es in der Strafe brennte, wo ich wohne, so will ichs auch da nicht früher wissen, als ichs eben wissen muß.“ Nach des Sohnes lebensgefährlicher Krankheit im Jahre 1805, von der ihr Niemand etwas ge-

sagt hatte, äußerte sie sich gegen ihre Freundinnen: „Ich hab halt Alles wohl gemerkt, habt Ihr gleich nichts davon gesagt und sagen wollen, wie es mit dem Wolfgang so schlecht gestanden hat. Jetzt aber mögt Ihr sprechen, jetzt geht es besser. Gott und seine gute Natur haben ihm geholfen. Jetzt kann wieder von dem Wolfgang die Rede sein, ohne daß es mir, wenn sein Name genannt wird, einen Stich ins Herz giebt.“ So gewöhnte sich denn auch ihr Zögling schon frühe daran, Alles, was ihm zuwider war, was seine selbstgefällige Ruhe störte, seinem Eigenwillen hemmend entgegenzutrat, unter dem Schutze der Mutter, von sich abzuwehren, ohne sich — wenn nicht die äußerste Noth (wovon bereits ein Beispiel erzählt worden ist) es erforderte — in einen Kampf damit einzulassen, oder sich nachgebend darin zu fügen. Vornehmlich war dies der Fall in Betreff seines (in der Schule nicht zu vermeiden gewesenen) Umganges mit andern Knaben. „Er spielte,“ erzählt die Mutter „nicht gern mit kleinern Kindern, sie mußten dann sehr schön sein. In einer Gesellschaft fing er (damals drei Jahr alt) plötzlich an zu weinen und schrie: Das schwarze Kind soll hinaus! Das kann ich nicht leiden! Er hörte auch nicht auf mit Weinen, bis er nach Hause kam.“ Die größern, mitunter spöttelnden Knaben, welchen er die Darstellungen auf seinem Puppentheater mit anzusehen erlaubte, wurden entfernt, und er begnügte sich mit einem jüngern Publikum, das sich „allenfalls durch Ammen und Mägde in Ordnung halten ließ.“ Und auch als statt der Puppen er selbst mit andern lebenden Personen auftreten wollte, und diese im Kreise seiner Muttergenossen zusammenfand, nahm die Sache sehr bald auf ähnliche Weise ein verdrießliches Ende. So waren denn auch die bereits erwähnten unangenehmen Berührungen, in welche er bei seinem kurzen Schulbesuche gerieth, wohl nur für den Verwöhnten so abschreckend und unerträglich. Auch ihm mußte späterhin, gleich der Mutter, Alles, was ihn erschrecken und beunruhigen konnte, so lange als möglich verborgen bleiben. Darum wollte sich auch Niemand dazu verstehen, ihm die Nachricht von dem Tode Schillers mitzuthellen; er errieth aus den schmerzvollen Mienen seiner Umgebungen, was geschehen war, und sprach darüber erst dann, als er den ersten, erschütternden Eindruck überwältigt hatte. Gleiches Stillschweigen mußte man gegen ihn über den Tod des ihm sehr werth gewordenen Königes Mar Joseph von Baiern beobachten, und auf die nicht zurückzuhaltende und ihn daher überraschende Kunde von dem Hinscheiden seines vieljährigen Herrn und Freundes, des Großherzoges Karl August, antwortete er heftig auffahrend: „das ist grob!“ und ging rasch zu einem andern Gegenstande des Gespräches über, um allmählig die verlorene Fassung wiederzugewinnen. Schon das Wort Tod war ihm unangenehm; er umging es gern durch den Gebrauch einer Metapher, und wer ihn schonen wollte, that gegen ihn ein Gleiches. Was aber des Unangenehmen, ohne sich abweisen zu lassen, ihm, aller Vorsicht ungeachtet, in das Leben und in die Seele drang, das suchte er — gleich der Mutter, die dergleichen schmerzliche Erfahrungen, als Spuk der Zauberer, Zwerge und Kobolde, in ihre Märchen verwebte, zu einer poetischen Gestalt zu verarbeiten und mit derselben „von seinem Innern abzulösen.“ „Alles, was ihn gedrückt hat,“ sagte Frau Göthe, „daraus hat er ein Gedicht gemacht.“ Zu diesen dichterischen „Ablösungen“ gehören seine ersten Lustspiele, gehört vor Allem Werther und fast jedes seiner lyrischen Gedichte. — Aus diesem, durch seine Erziehung veranlaßten, Fernhalten von allem Unruhigen, Geräuschvollen, Tumultuarischen hat man sich denn auch die (wenigstens anscheinende) Gleichgültigkeit und Theilnahmslosigkeit erklärt.

die er bei den großartigen politischen Ereignissen seiner Zeit erkennen ließ, und die ihm so oft, als Mangel an Gemeisinn und Vaterlandsliebe, zum Vorwurfe gemacht worden ist. Die französische Revolution, mit dem Unheile, welches sie über Deutschland brachte, hat ihn weder in ihren vielversprechenden Anfängen, gleich Klopstock, Campe u. A., begeistert, noch, wie es bei so Vielen geschah, zu stürmischen Ausbrüchen des Zornes entflammt. Die Befreiungskriege hat er in keinen Pindarischen Oden und enthusiastischen Schlachtliedern besungen; — die allgemeine Aufregung, die sie veranlaßten, wurde für ihn (den Greis, muß man freilich sagen) zu beunruhigend und zu unbequem. War er, dieser Störungen alter Ordnung und Gewöhnung, dieser erschütternden Gewaltthätigkeiten wegen, doch selbst der Reformation nicht hold, und nannte sie (in einem Briefe an Knebel) „einen verworrenen Handel, wie er uns noch täglich zur Last fällt,“ und in dem „nichts interessant ist, als Luthers Charakter.“ „Er hat nie,“ sagt Servinus, da, wo er von Göthes Fernhalten von der Schule spricht, „das Bestreben der Massen achten lernen, in denen wir uns nur behaglich fühlen, wenn wir von früh auf an ihre Gemeinschaft gewöhnt waren.“ — Auch die Neigung zum Aberglauben, von welcher Göthes Mutter, ohngeachtet ihres so gesunden Verstandes, nicht frei war, und die sie von ihrem Vater angenommen hatte, der seine mehrmaligen Amtserhebungen vorhergesagt haben soll, ging auf den Sohn über, der an gute und böse Dmina glaubte, und sich dadurch bei seinen Reiseplänen und anderweitigen Unternehmungen bestimmen ließ. Ob sie wohl bei einem acht- bis zehnjährigen Leben in einer Schule, wo jede Aeußerung sonderbarer Ansichten und Meinungen von einer Menge junger, unbefangener und schonungsloser Kritiker verlacht und verspottet wird, mit ihm aufgewachsen wäre?

Von fünf nach ihm geborenen Geschwistern starben vier in ihrer ersten Kindheit, und nur eine Schwester Kornelia Friederike Christiane (15 Monate jünger als er) war ihm als Mitgenossin seines, auf das Elternhaus beschränkten frühesten Jugendlebens, geblieben. Sie war unschön, nahm durch ihre äußere Erscheinung nicht für sich ein, fühlte das, und kämpfte fortwährend mit dem Schmerze, den es ihr verursachte. Ohnehin war mehr von des Vaters verschlossenem Ernste, als von der Mutter lebensfroher Offenheit auf sie übergegangen. „Die Züge ihres Gesichts,“ sagt Göthe, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war, noch werden konnte.“ Eine Neigung, die sie für einen jungen Engländer und später für einen Andern fühlte, ohne daß dieselbe zu einer nähern Verbindung führte, verstimmte ihr getrübetes Gemüth noch mehr. Nur um sich der despotischen Herrschaft des Vaters, der sie nicht, wie später der Bruder, durch, von der Mutter begünstigtes Herumflattern außerhalb des Hauses wenigstens für einige Stunden entziehen konnte, für immer zu entziehen, heirathete sie den als Amtmann zu Emmendingen angestellten Johann Georg Schlosser (1773), fühlte sich jedoch in dieser Ehe nicht glücklich und starb 1777, von dem Leben nicht befriedigt und desselben überdrüssig. So lange sie mit dem Bruder im elterlichen Hause lebte, war sie seine innigste und vertrauteste Freundin, die er bis in die Tiefe seiner Seele blicken ließ, und deren klugen und besonnenen Rath er zu ehren und zu benutzen wußte. Daß aber nicht auch ihre trübe Gemüthsstimmung bei so vertrautem Umgange auf ihn eingewirkt haben sollte, ist kaum anzunehmen, und man hat auch wirklich in dem (gleich dem „Göz“) fast unter ihren Augen ge-

schriebenen „Werther“ manche dunkle Lebensanschauung finden wollen, die wohl mehr aus ihrer, als aus des Bruders Seele hervorgegangen sein mögte.

Daß dieses Hand in Hand gehen mit Mutter und Schwester ihn auch in andern weiblichen Umgang führen mußte, konnte wohl nicht ausbleiben, und es gehörte dazu vornehmlich der mit dem (26 Jahre ältern) Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, Tochter eines Frankfurter Arztes und Rathsverwandten, die, nachdem sie mit dem dortigen Patrizier von Ohlenschläger verlobt gewesen und aus diesem Verhältnisse wieder zurückgetreten war, bei sehr schwachem Gesundheitszustande und ausreichendem Vermögen in zurückgezogener Stille, jedoch in traulichem Umgange mit ihren Freundinnen lebte, zu denen auch Göthes Mutter gehörte. Sie hatte bei großer Herzlichkeit, heiterer Gemüthsruhe und theilnehmendem Wohlwollen etwas ungemein Anziehendes, vornehmlich da diese Annehmlichkeiten ihres Wesens aus der reinsten Frömmigkeit hervorgingen, die ihre Nahrung und Befriedigung, nachdem sie dieselbe in dem religiösen Leben der Herrnhuter vergessens gesucht hatte, in erbaulicher Lektüre, stillen Betrachtungen und vor Allem in den überall auf Gott und den Heiland zurückgeführten Beobachtungen fand, die sie an ihrem eigenen und an jedem andern von ihr gekannten Seelenleben zu machen bemüht war. Auch „ihre Krankheit (an der sie im Jahre 1774 starb),“ sagt Göthe, „betrachtete sie als einen nothwendigen Bestandtheil ihres vorübergehenden irdischen Seyns. Sie litt mit der größten Geduld, und in schmerzlosen Intervallen war sie lebhaft und gesprächig.“ „Vor ihr entwirrte sich gar leicht, was uns andre Erdensfinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie in das Labyrinth von oben herabsah, und nicht selbst darin befangen war.“ „Von vielfachen Zerstreungen kehrte ich immer wieder zu ihr zurück. — Sie vernahm die Erzählungen meiner Ausflüge mit Wohlwollen, so wie Dasjenige, was ich ihr vorlas. Sie blieb immer freundlich und sanft, und schien meiner und meines Heiles wegen nicht in der mindesten Sorge zu sein. Ich muß jedoch bemerken, daß sie mich für einen Christen nicht wollte gelten lassen.“ „Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus und verhehlte mir ihre Ueberzeugung nicht, sondern versicherte mir unumwunden, das alles komme daher, weil ich keinen versöhnten Gott habe.“ Demohungeachtet dichtete er, von ihr dazu angeregt, geistliche Oden, die aber nach der einzigen Probe, welche sich (und zwar in einer 1766 erschienenen Frankfurter Zeitschrift) davon vorfindet, und die Ueberschrift „Gedanken über die Höllenfahrt Christi“ führt, mehr nur ganz objectiv gehaltene Exercitien, als Ergüsse eigener Empfindung waren, und wovon er selbst (nach 60 Jahren) gestand: „Es fehlte mir damals an Stoff, und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, das ich besingen konnte.“ Doch gedachte er dieser mütterlichen Freundin bis in sein spätestes Alter mit höher Achtung, und hat ihr in den „Bekanntnissen einer schönen Seele“, die er 11 Jahre nach ihrem Tode aus ihrer Seele schrieb und später dem „Wilhelm Meister“ einschaltete, ein vortreffliches Denkmal gestiftet. Der Einfluß, den sie auf seine religiösen Ansichten und Empfindungen gewann, blieb jedoch ein nur geringer, wie Göthe denn überhaupt die ihm, bei seinem Fernhalten von der Schule, fast allein nur von Frauen zu Theil gewordene Leitung nur darum lieb gewann, und sie deshalb auch späterhin als Student in Leipzig von der Hofrätthin Böhme (Gattin eines seiner Lehrer), so wie in Weimar Jahre lang von der

Frau von Stein sich gefallen ließ, — weil er es sich dabei bequem machen, den eigenen Willen frei behalten und nur so viel von jener Leitung annehmen durfte, als mit dieser Willensfreiheit zu vereinigen war. Es fehlte — und hier hätte ein geregelter Schulbesuch ausbessern können — die kräftigere männliche Einwirkung, die, bei überwiegender Autorität, Willen gegen Willen setzt, und keine beliebige und launenhafte Folgsamkeit gestattet, sondern eine unbedingte, sich nie versagende fordert. An eine solche aber war der Knabe nicht gewöhnt und mochte sich auch daran nicht gewöhnen; wobei auch noch der Umstand mitwirkte, daß die leicht zu bestechende Gunst der Frauen, die ihn leiteten, seinem früh erwachten Selbstgeföhle schmeichelte, dem keine Schulcensur den schonungslosen Spiegel beschämend vorhielt. Mit Wohlgefallen hörte die Mutter, als sie einst sein gravitätisches Einhererschreiten unter andern Knaben bemerkt hatte, von ihm die Aeußerung: „Mit diesem mache ich den Anfang, und später werde ich mich mit noch mancherlei auszeichnen.“ Als Enkel der ersten Magistratsperson seiner Vaterstadt, als Sohn eines kaiserlichen Rathes fühlte er sich über seine jugendlichen Umgebungen nicht wenig erhaben, und nahm es sehr übel auf, als Einer aus diesem Kreise ihn einst an seinen andern Großvater, den Schneidermeister und Gastwirth, nicht ohne Bitterkeit erinnerte. Im täglichen Leben unter Schülern, wo auch der Primus doch nur primus inter pares ist, wäre diesem Dünkel wohl wenig Nahrung gegeben, und jene Neigung zum Aristokratismus, die man ihm so oft zum Vorwurfe gemacht hat, vielleicht gänzlich unterdrückt worden. — Von bemerkbarem Einflusse hat sich übrigens das bei seiner Erziehung vorwaltende Uebergewicht des weiblichen Umganges und Mitwirkens auch bei seinen dichterischen Leistungen gezeigt, in denen, wie es seine Beurtheiler wiederholentlich bemerkt haben, die Darstellung der weiblichen Charaktere überall um Vieles gelungener erscheint, als die der männlichen. Nach Scholl's Meinung geht „Göt“ nicht, wie die, zur Hauptperson gewordene, Abelheid, an Charakterfestigkeit, sondern an Charakterlosigkeit unter, an welcher auch „Egmont“ stirbt, dessen Rolle, die er unmännlich versäumte, „wie zum Hohne“ (bei dem Aufrufen des Volkes) von Klärchen übernommen werden mußte. Aehnliches hat man von „Tasso“ und von der „Iphigenia“ gesagt.

Dieser Mangel an männlicher Einwirkung auf Göt's Erziehung zeigte seine verderblichen Folgen vornehmlich in der unruhvollen Zeit des siebenjährigen Krieges, wo sein Vater, durch die französische Einquartierung geärgert, und durch seine politischen Ansichten in unangenehme Konflikte gebracht, weder Zeit noch Lust dazu hatte, diese Erziehung zu leiten, und doch die Hülfe, welche ihm eine gute Schule dabei hätte leisten können, verschmähte. Müßig und schaulustig, von dem Vater unbeachtet, von der Mutter nicht gehindert, schwärmte der Knabe in der von den Franzosen mit einem ganz neuen Leben erfüllten, Stadt umher, und von dem gutmüthigen Großvater Textor mit dem Freibillete versehen, welches dieser in seiner Amtswürde zum Besuche des französischen Theaters erhalten hatte, sah er Dinge und machte er Bekanntschaften, die für die sittliche Ausbildung der Jugend wohl wenig geeignet waren; wurde (damals 10 Jahr alt) durch einen zur Schauspielertruppe gehörenden Knaben (Deronés), den er im Parterre kennen lernte, hinter die Koulissen und in die Garderoben geführt, wo sich, wie er selbst erzählt, Niemand seinetwegen irgend einen Zwang auflegte; und wenn der übelgelaunte Vater, mehr zufällig als absichtlich, mitunter Notiz davon nahm, fand ihn die Mutter mit der Bemerkung ab, daß dieser Umgang für die Uebung im geläufigen und

wohllautenden Französischreden von großem Nutzen sei. An einen ergötzlichen Verkehr dieser Art gewöhnt, setzte der zum Jüngling heranwachsende Knabe ihn auch in wieder ruhig gewordenen Zeiten fort, und gerieth dadurch in eine Gesellschaft von jungen Leuten, die sich durch betrügerische Künste, von denen er freilich nichts wußte, die Mittel zum muntern Lebensgenusse verschafften, und zuletzt der richterlichen Untersuchung anheim fielen, der er selbst, als Enkel des Schultheiß, nur durch stille Beseitigung der unangenehmen Sache entgehen konnte.

War Göthes Erziehung und Ausbildung darum in vieler Hinsicht so bedenklich und in ihren Wirkungen so unlängbar nachtheilig, weil sie ihm, mit gänzlichem Ausschlusse der Schule nur im Elternhause zu Theil ward; so wurde es die seines Freundes Schiller gerade aus dem entgegengesetzten Grunde: der gänzlichen Entfernung aus dem väterlichen Hause nämlich und der ausschließlichen Beschränkung auf die Wirksamkeit der Schule. Zwar verlebte derselbe nur sein Jünglingsalter vom 14ten bis zum 21sten Jahre (1773 bis 80) in einer solchen Beschränkung; allein gerade dieses Alter ist die Zeit der eigentlichen Vorbildung für das Leben, wo erst mit Sicherheit über vorhandenes Talent und über geistige und sittliche Richtung entschieden werden kann, und wo Erziehung, Unterricht, Umgebungen und Erfahrungen den bis dahin nur noch in schwachen und schwankenden Umrissen bemerkbar werdenden Charakter erst zu bestimmteren Formen und Gestaltungen ausbilden. Die weiche, für jeden Eindruck fast ohne Widerstand empfängliche Masse beginnt dann fester und härter zu werden, und ist nicht mehr mit so leichter Hand zu formen und zu beseifen, als sie es früher gewesen. Das Abschleifen der Ecken und Auswüchse, das Dehnen, Pressen und Reguliren, um die korrekte Form hervorzubringen, wird immer schwieriger, und so kommt dann immer mehr darauf an, von welcher Beschaffenheit einerseits die Kräfte sind, welche hier planmäßig einwirken sollen, und andererseits diejenigen, welche, obwohl ungerufen und möglichst fern gehalten, doch überall eindringend und nicht abzuwehren, eine in der Regel noch größere Einwirkung üben. — Schiller verlebte diese entscheidenden Jahre in der Stuttgarter Militär-Akademie, einer Erziehungs- und Unterrichtsanstalt, welche der despotische Herzog von Württemberg Karl Eugen 1770, anfangs nur für 14 Soldatensöhne, die hier den gewöhnlichen Elementarunterricht genossen, unter dem Namen „Militairisches Waisenhaus“ gestiftet; sie schon 1771 zu einer „Militairischen Pflanzschule“ erweitert, und bei nochmaliger Umgestaltung (1773), bei welcher sie „Militair-Akademie“ genannt wurde, auch Schiller, als Freischüler, in dieselbe aufgenommen hatte. Erst nach dessen Abgange, als sie von Joseph II. zum Range einer Universität erhoben worden, erhielt sie 1782 den Namen der „Karlschule,“ weshalb denn die Benennung Karlschüler auf den großen Dichter angewendet einen Anachronismus enthält. Diese Aufnahme, die für Vater und Sohn zur Wohlthat werden sollte, wurde von Beiden als ein hartes Schicksal angesehen, das jedoch nicht abzuwenden war, da der Erstere — Johann Caspar Schiller — als Inspektor der Gärten und Pflanzungen bei dem Lustschlosse Solitude (nahe bei Stuttgart) von des Herzoges Launen so gänzlich abhing, ihm aber andererseits auch so unlängbar zum Danke verpflichtet war, daß er es sich nicht

erlauben durfte, das abzulehnen, was ihm derselbe als Gnadenbezeugung darbot. Denn von einer dürftigen chirurgischen Praxis, die er — verheirathet mit einer Bäckerstochter Elisabeth Dorothea Rodweis — zu Marbach betrieben hatte, war er 1757, nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, zum Militärdienste übergegangen, als Fähndrich und nebenher auch als Chirurgus bei einem württembergischen Regimente, sowie späterhin (zum Lieutenant befördert) in dem Städtchen Lorch bis 1768 als Werbeoffizier thätig gewesen, und zuletzt durch besondere Gunst des Herzoges mit dem Titel eines Hauptmannes zu dieser Garteninspektion berufen worden, die er bis zu seinem Tode (1796) verwaltete. Sein ihm zu Marbach am 11. November 1759 geborener Sohn Johann Friedrich hatte dort — da den Vater die genannten Dienstgeschäfte meistens von seinem Hause entfernt hielten — den ersten Unterricht von der sanften, fast zur Schwärmerei geneigten, aber verständigen und frommen Mutter genossen, späterhin zu Lorch in dem dortigen Pfarrer Moser (dem er in den „Räubern“ ein Denkmal gestiftet) einen trefflichen, väterlich gesinnten Lehrer gefunden, dann aber fünf Jahre lang auf der lateinischen Schule zu Ludwigsburg unter der eisernen Herrschaft des pedantischen Rektors Jahn gestanden, die ihm zwiefach drückend geworden war, als seine auf der Solitude wohnenden Eltern ihn diesem harten Zuchtmeister auch zur häuslichen Erziehung übergeben hatten. Die Klosterschule, in welche er nun übergehen sollte, um sich in derselben vier Jahre lang für das Studium der Theologie, dem er sich nach Mosers Vorbilde zu widmen wünschte, vorzubereiten, erschien ihm, ohngeachtet der mönchischen Lebensweise, zu der sie ihre Zöglinge verpflichtete, immer noch eine größere Freiheit und Milde zu versprechen, als er sie im Hause des mürrischen und jähzornigen Rektors genossen hatte. Da traf ihn dann die Nachricht, daß er in die Militair-Akademie eintreten und dabei zugleich nicht nur das erwählte Studium, für welches in dieser Anstalt keine Vorbereitung gegeben wurde, mit dem der Rechtsgelahrtheit (von der er späterhin zur Arzneikunde überging) vertauschen, sondern auch (wie es in dem darüber auszustellenden Revers hieß) „sich gänzlich dem Dienste des Herzogl. Württembergischen Hauses widmen“ müsse, als ein sehr harter Schlag. Denn die Akademie befand sich damals noch (da sie erst 1774 nach Stuttgart verlegt wurde) auf der Solitude, und so war ihm der drückende Zwang, den sie ihren Schülern auflegte, aus den Erzählungen seiner Eltern und Geschwister genugsam bekannt, und auch diese beklagten sein Schicksal, ohne es ändern zu können; ja, der Vater mußte mit betrübtem Herzen sogar ein Dankschreiben an seinen Gebieter erlassen, worin er „kaum Worte zu finden wußte, mit denen er seine höchste Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen Seine Herzogliche Durchlaucht nur einigermaßen ausdrücken konnte.“

Fast alle Fehler, die bei der sittlichen Erziehung eines Menschen gemacht werden, gehen vornehmlich aus dem Umstande hervor, daß man das rechte Maß der Freiheit, die dem Zöglinge von seinen Beaufschlagtern gelassen werden muß, nicht herauszufinden weiß, und also dabei entweder zu viel oder zu wenig thut. Fand dieses Zuviel damals in so verderblicher Weise auf den sogenannten Philanthropinen Statt; so ging die Militair-Akademie auf der andern Seite bis an die äußerste Grenze des Zuwenig. Der Herzog sah die Zöglinge, für die er wirklich, d. h. in seiner Art, eine väterliche Zuneigung hegte, überall nur als seine Geschöpfe an, die ohne sein Wissen und Genehmigen nichts thun, nichts genießen, nichts reden, nichts lesen, ja so viel als möglich, auch

nichts denken dürften, und deshalb, damit sich nichts Unerlaubtes der Art einschleichen könnte, unter der genauesten Kontrolle gehalten, und von jeder Einwirkung, die etwa von außenher, und zwar vornehmlich aus dem Elternhause, geübt werden mögte, auf das Strengste abgeschlossen werden mußten. Je umständlicher und kleinlicher die Raporte waren, die ihm von den angestellten Aufsehern über das Alles abgestattet wurden, um so höher stiegen diese Leute in seiner Gunst; was war also natürlicher, als daß sie, um Stoff zu diesen Berichten zu sammeln, bei Tage und bei Nacht umher schlüpfen, lauschten, jeden Blick, jede Miene beobachteten, an den Thüren horchten, heimlich die Taschen visittirten, wohl gar mit Nachschlüsseln die Kasten und Pulte öffneten, die Dienstboten als Spione gebrauchten, und auch das unredlichste Mittel nicht unbenutzt ließen, wenn sie dadurch zu irgend einer Kunde gelangen konnten, für die sich ein gnädiger Blick oder ein beifälliges Wort von ihrem, dadurch überraschten, Gebieter erwarten ließ. Die beiden Unteraufseher jeder der vier Abtheilungen bürgerlicher und der drei Abtheilungen adeliger Zöglinge erstatteten, gleich nach dem Aufstehen der von ihnen während der Nachtzeit Bewachten und zur vorgeschriebenen Stunde Geweckten, dem Lieutenant der Abtheilung, der in einem Nebenzimmer schlief und schon während des Anziehens der ihm Anvertrauten in das Schlafzimmer derselben trat, ihre Berichte über das am vorigen Tage Beobachtete ab. Dieser referirte hierüber dem Abtheilungs-Hauptmanne, sobald die mit dem Ankleiden fertig gewordenen Schüler in ihr Wohnzimmer marschirt waren. Die Hauptleute raportirten nach dem Marsche in das Speisezimmer, wo das Frühstück genossen wurde, den dort wartenden beiden Majors, von denen der eine den bürgerlichen, der andre den adeligen Abtheilungen vorstand. Von den Majors gelangte der Raport an den Oberst, als Intendanten der Akademie, und von diesem an den Adjutanten des Herzoges, der ihn sogleich zu höchsten Händen überlieferte, aus denen dann sofort darauf Bezug habende Befehle ergingen. Das Spähen und Aushorchen ging so weit, daß selbst ein Schüler über den andern Charakteristiken und Gutachten einreichen mußte, bei denen dann wohl nicht selten einerseits Freundschaft und Vorliebe und andererseits Rachsucht und Mißgunst die Feder geführt haben werden. Ja, sogar über sich selbst mußte ein jeder vor dem Alles wissen wollenden Gebieter zu Zeiten eine schriftliche Beichte ablegen, die gewiß nur selten so offen und freimüthig gewesen sein mag, als die welche Schiller abfaßte, der von sich gestand, „daß er in manchen Stücken noch fehle, daß er eigensinnig, hitzig, ungeduldig sei, daß er aber auch ein aufrichtiges, treues, gutes Herz habe.“ So geschah auch, nicht nur der strengen Ordnung und Pünktlichkeit wegen, sondern vornehmlich um jede heimliche Mittheilung unter den jungen Leuten möglichst zu erschweren, Alles, was vorging: Beten und Arbeiten, Essen und Trinken, Spazieren- und Schlafengehen auf militairisches Kommando. Je mehr des seelen- und willentlosen Mechanismus, um so leichter und sicherer schien das Regieren des lebenslustigen Völkchens zu sein.

Das Erste und Natürlichste, was aus einem solchen Durchspähen und Einengen hervorging, war ein allgemeiner, tief empfundener Unwille der Zöglinge gegen diese Gewaltherrschaft, ein heimliches, aber um so heftigeres Zähneknirschen, ein bis zur excentrischen Schwärmerei gesteigertes Sehnen nach Erlösung und Freiheit. „Du wäuhst,“ schrieb Schiller (allerdings nur auf verstecktem Wege) an seinen Jugendfreund Moser, den Sohn jenes würdigen Pfarrers, „ich soll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inspektoren ehrwürdigen Schlendrian? So lange

sich mein Geist frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freien Manne (er war damals im sechszehnten Lebensjahre!) ist schon der Anblick der Sklaverei verhasst, und er sollte geduldig die Fesseln tragen, die man ihm schmiedet!" Sein Unmuth, den freundlicher Verkehr mit dem Elternhause, vornehmlich mit der sanften Mutter, gemildert haben würde, stieg zuletzt bis zum Lebensüberdruße, und so schrieb er, nachdem er diese Fesseln noch fünf Jahre lang hatte tragen müssen (1780): „Ich bin noch nicht 21 Jahre alt, aber ich darf es frei sagen: Ich freue mich nicht auf die Welt, und der Tag des Abschiedes aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können.“ Mit welchem brausenden, alle Schranken der Natürlichkeit, Mäßigung und Sitte mit sich fortreisenden Ergüsse schafft dieser Unmuth sich Luft in den „Räubern,“ die noch unter dem Joche dieser Schulyrannei gedichtet wurden! Schiller selbst sucht vier Jahre später (1784, in der „Rheinischen Thalia“) diese Unnatur und Maßlosigkeit mit dem harten Drucke zu entschuldigen, der einen solchen Erguß herauspreßte, und wie schwer ist die Anklage, die er dabei gegen seine Peiniger erhebt! „Neigung für Poesie,“ sagt er, „beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel. Unbekannt mit der wirklichen Welt, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Menschen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und desselben Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich los sagte; unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn — jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendsach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war.“ Welch einen Gegenstand konnte die verpönte „Neigung für Poesie,“ als sie trotz der „militairischen Regel“ unaufhaltsam hervorbrach, mit größerem Enthusiasmus ergreifen, umfassen, feiern und verherrlichen, als die Freiheit, die man ihm so grausam und widerrechtlich geraubt, und nach der er sein schönstes Lebensalter hindurch in verzehrender Sehnsucht geschmachtet hatte! Für sie als Ankläger gegen ihre Unterdrücker aufzutreten, ihre Rechte vor dem Richterstuhle der Menschheit zu vertheidigen, schien ihm die Mission zu sein, die seinem Dichtergeiste anvertraut worden, und er hat demnach sein ganzes Leben lang und durch alle Phasen seines poetischen Glanzes hindurch sich bemüht, derselben ein Genüge zu thun. Alle Helden seiner Dramen sind Freiheitshelden. Der Eine („Karl Moor“) sucht diese Freiheit in der Anarchie, der Andre („Fiesko“) in der Republik; ein Dritter („Ferdinand Walter“) in dem Lossagen von veralteten, die Rechte der Menschheit verläugnenden Vorurtheilen und Konvenienzverhältnissen; ein Vierter („Bosa“) in einem philanthropischen Kosmopolitismus, und so weiter, bis endlich der Letzte („Tell“) in ihrem Dienste durch eine kühne That das Signal zur Befreiung eines von unrechtmäßiger Zwingherrschaft unterdrückten harmlosen Gebirgsvolkes giebt. Nicht jede Natur hätte, wie die seine, es vermocht, durch einen solchen Klärungsprozeß sich allmählig von dem zischenden Schaume und den trübenden Hefen der Gährung, in die sie durch gewaltsames Einspunden in ein nicht zu zersprengendes Gefäß gebracht worden, zu befreien, und zu einer so hellen Reinheit

zu gelangen. Die französische Revolution fand in ihm keinesweges den Bewunderer, den man in dem Verfasser der „Räuber“ erwartet haben sollte, und er verschont in den „Xenien“ selbst die mit seinem höhnenenden Spotte nicht, die ihr in irriger Voraussetzung edler Zwecke gehuldigt hatten (Klopstock, G. Forster u. A.).

Eine zweite Folge jener Schulthyrannei war die nie ruhende, nie zu unterdrückende Opposition, die dadurch hervorgerufen ward, der fortwährende Kampf der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker, der — da er von Seiten der Ersteren nicht sichtbar und mit offenem Entgegentreten unternommen werden konnte, heimlich und versteckt, durch Täuschung, Ueberlistung, Trug und Lüge von ihnen geführt wurde, was, wie bereits erwähnt worden, die Lehrer und Aufseher dazu veranlaßte, sich gleicher Waffen zu bedienen und dadurch gleicher Unredlichkeit schuldig zu machen. Nur der sorgeseßte Umgang mit Vater und Mutter hätte dem in einem solchen Labyrinth des Truges und der Falschheit umherirrenden Sohne eine rettende Zurechtweisung geben können; allein auch er war verpönt, oder stand, wo er gestattet wurde, unter beaufsichtigender Kontrolle. So also von keiner Seite her die Einwirkung der Liebe, der Achtung, des Vertrauens; überall nur mißtrauisches Entgegentreten, wodurch selbst der freundliche Verkehr der Schüler miteinander, da auch unter ihnen nicht selten Verräther waren, gehemmt wurde. Welche Künste wurden aufgeboten, um heimliche Korrespondenz einerseits zu führen, andererseits zu erspähen. „Dein Friedrich,“ schreibt Schiller (Jul. 1773) an den jüngeren Moser, „ist nie sich selbst überlassen. Briefe an Freunde zu schreiben, steht nicht in unserm Schulreglement. Sähest Du mich, wie ich neben mir Kirsch's Lexikon liegen habe, und vor mir das Dir bestimmte Blatt beschreibe, Du würdest auf den ersten Blick den ängstlichen Briefsteller entdecken, der für dieses geliebte Blatt einen nie gesehenen Schlupswinkel in einem geistesarmen Wörterbuche sucht.“ Auf wie versteckten Schleichwegen stahl man sich, nicht ohne Gefahr verrathen zu werden, zur ersehnten Lektüre der laut gepriesenen Meisterwerke, mit denen die Glanzperiode der neueren deutschen Dichtkunst begann! Zum Messias, Götz, Werther, Ugolino u. s. w. war nur durch List und Verschlagenheit zu gelangen; die Aufwärter mußten bestochen, die Inspektoren getäuscht und die verbannten Poeten in Wasserkrügen, Puderbeuteln und Wäscheförben versteckt und so den Wächtern unsichtbar gemacht werden, deren Späherblicke sie jedoch mitunter herausfanden, was dann eine empfindliche Ahndung zur Folge hatte. „Empörend kommt es mir vor,“ heißt es in einem andern Briefe Schiller's an Moser, „wenn ich da einer Strafe entgegen gehen soll, wo mein inneres Bewußtsein für die Redlichkeit meiner Handlungen spricht. Die Lektüre einiger Schriften des Voltaire hat mir sehr vielen Verdruß verursacht.“ „Man fand ihn,“ erzählt Schwab („Schillers Leben“) „einst weinend vor seiner Bibliothek stehen, als ihm sein Shakespeare und andre, nicht in den Studienplan des Instituts passende Werke von den Aufsehern hinweggenommen worden waren.“ Hatte sich ein verbotenes Buch unbemerkt bis in die Tasche eines Akademikers geschlichen, und verrieth sich in derselben nicht etwa durch seine Dickleibigkeit; so mußten nun neue Künste der Täuschung erdacht werden, um Gelegenheit zum Lesen zu finden. Man bekam Kopfweh, Schwindel, Fieberschauer u. dgl., durfte nun im weniger beaufsichtigten Krankenzimmer das Bett hüten, und fuhr, wenn der Aufseher, oder wohl gar der Herzog selbst, unerwartet hereintrat, mit der Contrebande unter die Bettdecke. So schrieb Schiller seine „Räuber,“ und

um die fertig gewordenen Scenen einigen auserwählten und verschwiegenen Mitspielern vorlesen zu können, mußte er ein verstohlenes, oft nur für einige Minuten mögliches Zusammenkommen im Puder- oder Waschkammer, in einer abgelegenen Gartenallee u. dgl. zu bewirken suchen, oder die augenblickliche Abwesenheit des Aufsehers benutzen, der sich aber doch einmal, als Schillers schreiende Deklamation ihm verdächtig vorkam, an die Thüre schlich, hier mit Staunen die Worte (des Franz Moor) „Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute Deines Mundes!“ vernahm und scheltend hineinrief: „Si so schäme man sich doch! Wer wird denn so entrüstet sein und fluchen!“ und dem dann der zürnende Dichter, während die Zuhörer lachten, ein verächtliches „Konfiszirter Kerl!“ nachschleuderte.

Aber nicht weniger gefährlich, als diese grobe Hintergehung war eine feinere Art der Lüge und des Truges, zu welcher die Akademie ihren Zöglingen Aufforderung und Anleitung gab. Es war dieses das Heucheln und Schmeicheln, womit man den despotischen Gebieter bei jeder feierlichen Gelegenheit lobpreisen, bewundern und in den Himmel erheben mußte. Und nicht nur ihm, sondern auch seiner (nachmals von ihm zur rechtmäßigen Gemahlin erhobenen) Favoritin, der Gräfin Franziska von Hohenheim, hatte man diesen Tribut der Verehrung in pomphaften Lobreden darzubringen. Auch Schiller mußte sich dazu hergeben, und wer kann ohne Indignation in den noch vorhandenen Proben seiner derartigen Festreden die pomphaften, bis zur Kriecherei hinabsinkenden Schmeichelworte lesen: „Karl feiert das Fest von Franziska! Wer ist größer, der so die Tugend ausübt, oder der sie belohnt? Beides Gott nachgeahmt! Ich schweige, zu klein, Karl zu loben! Ich verhülle mich! schweige! Aber ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre. Sie weinen, weinen um Karl! Würtembergs trefflichen Karl!“ — und diesen trefflichen Karl nennt der Dichter selbst, als er 14 Jahre später (1793) seinem Freunde Körner den Tod des Gewalthabers anzeigt, den „alten Herodes.“ Daß die Freistelle, die er in der Militair-Akademie einnahm, die fast zu reichliche Körperpflege, die er in dieser Anstalt genoß, und die persönliche wohlgeneigte Aufmerksamkeit, die ihm der Herzog mitunter erwies, ihn zum Danke verpflichtet habe, wird Niemand läugnen; aber jene Sprache ist nicht die der aufrichtigen, herzlichen Dankbarkeit, sondern die gekünstelte, unwahre der kriechenden Demuth, die mit des Dichters nachmaliger Aufforderung: „Männerstolz vor Königsthronen!“ im grellsten Widerspruche steht. Doch freilich, es durfte dort, wie man aus dem Hochmuth sieht, womit dergleichen excentrische Lobsprüche von den Gefeierten angehört wurden, keine andre geführt werden, und die Lehrer, denen die zu haltenden Reden im Konzepte vorgelegt werden mußten, hätten den Ton gewiß nicht herab, sondern wohl lieber noch höher stimmen lassen. Vielleicht ließe sich zu Schillers Entschuldigung etwa sagen, daß er, bestochen durch manche ihm zu Theil gewordene Gunstbezeugung, als unerfahrener Jüngling, sich selbst eine Täuschung aufgedrungen habe, die ihn Schwächen und Vergehungen, übersehen, oder doch für verzeihlich halten ließ, wenn sich mit ihnen auch gute Eigenschaften verbanden, und es ist auffallend, daß keiner seiner Kommentatoren in der sentimentaln Art, wie er die Lady Milford in ein günstiges, für sie einnehmendes Licht zu stellen sucht, eine Milderung der Schuld für die Gräfin Hohenheim gefunden hat. Wer beklagt nicht die, einem solchen Verderbnisse Preisgegebenen, die, der milden Leitung einer Vater- und Mutterhand entbehrend, so frühe schon in Künste eingeweiht wurden, zu denen sich im Elternhause

doch nur selten Anreizung und Anleitung findet, und in deren Truggewebe der Mensch, wenn er ihnen anheim fällt, doch meistens erst in den Wirren des späteren Lebens zu gerathen pflegt.

Und auch für die geistige Ausbildung Schillers konnte in jener Akademie — obwohl dort mit dem Unterrichte der 300 Schüler 24 ordentliche, 14 außerordentliche Professoren und 20 andre Lehrer beschäftigt waren — das nicht geschehen, was eine gute Schule unter Mitwirkung des Elternhauses darin zu leisten vermag. Geistige Thätigkeit läßt sich durch militairisches Kommando allein nicht leiten. Das „Vorwärts! Marsch! Links um! Rechts um!“ bestimmt die Richtungen einer solchen Thätigkeit nicht in der mechanischen Weise, wie die des Körpers. Sie will sich auch frei bewegen und nach eigener Lust ergehen können, will eigener Neigung folgen, und sich auch mit Exercitien beschäftigen, die auf dem Exercierplatze nicht geübt werden, ihr aber außerhalb desselben vergönnt werden müssen. Besondere Befähigung und daraus hervorgehende Neigung für irgend einen einzelnen Lehrgegenstand kann zwar in der Schule bei dem abgemessenen Unterrichtsgange derselben keine vorzugsweise Begünstigung und Befriedigung finden, wohl aber den von der Schule nicht beschäftigten Theil des häuslichen Privatfleißes für sich in Anspruch nehmen, und durch ihn ihre besondere Nahrung und Pflege erhalten. Giebt es aber eine solche Zuflucht für sie nicht, waltet vom frühen Morgen bis zum späten Abende das Schutregiment, darf von Privatbeschäftigungen keine Rede sein, sondern ist Alles an Stunde und Reglement gebunden, und es bleibt für die eigene Lust und Neigung kein freier Spielraum übrig; dann tritt ein geistiger Krankheitszustand ein, bei welchem mit dem gedrückten und in seiner Thätigkeit gehemmten Organe auch der ganze übrige Organismus leidet. In der Militair-Akademie konnte für geistige Beschäftigungen, die nicht zur vorgeschriebenen Tagesordnung gehörten, nur auf Schleichwegen eine Stunde genommen werden. „Wenn,“ schreibt Schiller an den genannten Jugendfreund, „in unsern Kriminalgesetzbüchern auch eine Strafe auf Diebstähle in entlegenen wissenschaftlichen Feldern gesetzt wäre, so würde ich Armer, der ganz heterogene Wissenschaften treibt, und im Garten der Pieriden manche verbotene Frucht nascht, längst mit Pranger und Halsseisen belohnt worden sein.“ Eine so harte Strafe hatte er nun zwar nicht zu leiden, aber doch Degradation, als er dem Ueberbringer einer trocknen und weit-schichtigen Aufgabe, die ihn in anziehenderen Beschäftigungen störte, dieselbe mit den Worten: „Ich muß bei der Wahl meiner Studien freien Willen haben!“ vor die Füße warf.

Diesjenige Kenntniß aber, zu der man dort am Wenigsten gelangen konnte, war die der Menschen und des Umganges mit denselben. Die Vierhundert, die Schiller in jener Anstalt umgaben, waren ja, wie er es in der bereits angeführten Stelle ausdrückt, „ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und desselben Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte.“ Bei dem Zusammensein mit dem Gebieter war einerseits tiefe Devotion, andererseits eine dem hohen Herrn Spas machende Plumpheit, im Verkehr mit den Lehrern steife Bedanterie, im Umgange der Schüler untereinander eine sich in Verbtheit gefallende Burschikosität vorherrschend, die sich so roh und rücksichtslos in den „Räubern“ (vornehmlich in der ersten Ausgabe derselben v. J. 1781) ausdrückt. Andre Persönlichkeiten, Stände, Verhältnisse und Umgangsformen lernte man dort nicht kennen. Personen weiblichen Geschlechtes durften nur als Kinder oder als Matronen, und auch dann nur selten und ausnahmsweise, den Zöglingen der Anstalt nahe kommen, und der die Sitten

mildernde und verfeinernde Umgang mit achtbaren und gebildeten Frauen und Jungfrauen fehlte fast gänzlich; so wie er andrerseits bei der Erziehung Göthes fast gar zu vorherrschend war. Hat man daher von diesem Dichter gesagt, daß ihm in seinen Dramen die Darstellung weiblicher Charaktere mehr als die der männlichen gelungen sei; so hat man im Gegentheile in den Dichtungen Schillers jene ersteren um Vieles weniger naturgetreu, als diese letzteren gefunden, wenn auch das Verschrobene und Verzerrte des ersten Versuches (Amalia in den „Räubern“) sich in den späteren zu einer korrekteren Zeichnung ausbildete. — Größerer Nachtheil ging jedoch für Schiller aus diesem Mangel an Menschenkenntniß dadurch hervor, daß er — wie Jeder, der aus einer eng beschränkten Erziehungssphäre, wo Welt und Menschen ihm fremd blieben, bei endlich erfolgter Emancipation in diese Welt und unter diese Menschen hinaustritt. — ohne alle Erfahrung sich dem Ersten, Besten, der ihn an sich lockte, anschloß und der Leitung desselben hingab. Schwab theilt hierüber die schonenden Worte eines ungenannten Jugendfreundes Schillers mit, der einen Lieutenant Kapff als den Verfänger desselben nennt und hinzufügt: „Sinnentaumel, jugendliche Thorheit übten nach der so lang entbehrten Freiheit ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft sehr trübe Stimmungen für unsern Freund herbei. In einer Stadt (Stuttgart), die zu allen Lebensgenüssen einlub, in der das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte, besonders in der Hofwelt, sehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrschte, sich in strenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie (Schillers), die auf der Solitude wohnte, und an der er immer mit herzlichster Liebe hing, der Wunsch, ihre Erwartungen nicht zu täuschen, besonders eine Warnung im weichen Liebestone der Mutter, hielt den jugendlichen Leichtsin in Schranken und stellte das Gleichmaß wieder her.“ Welch ein Glück also für ihn, daß dieser Einfluß des Elternhauses, den er so lange hatte entbehren müssen, sich endlich wieder geltend machen konnte! „Eblere Menschen,“ sagte er selbst „müssen mich wieder mit dem ganzen Geschlechte versöhnen, mit welchem ich mich beinahe überworfien hätte.“

Und wie gesegnet wäre diese Mitwirkung seines Familienkreises für seine religiöse Bildung geworden, wenn sie ihm nicht so lange — und nun gerade in den entscheidendsten Jahren seines Lebens fast gänzlich gefehlt hätte! Durch die fromme, gemüthvolle Mutter war er in früher Kindheit zum Glauben und Hingeben an Gott, „den Schöpfer aller Dinge,“ „den treuen Menschenvater,“ und zur innigen Liebe für den Heiland hingeleitet worden. Sie erklärte ihren Kindern, wenn sie Sonntags, nachdem sie die Kirche mit ihnen besucht hatte, sie zu den Großeltern führte, auf dem langen, ziemlich einsamen Wege das Evangelium des Tages, und rührte die aufmerksam zuhörenden Kleinen nicht selten — so z. B. durch die Erzählung von dem Zusammentreffen des Auferstandenen mit seinen nach Emmaus wandernden Jüngern — bis zu Thränen. Oern las sie ihnen aus der Bibel und aus dem Gesangbuche vor, und der Vater hielt täglich im Kreise der Seinen das Morgen- und Abendgebet. Auch in der Militär-Akademie wurde gebetet, aber nach Kommando und mit vorgeschriebenem Tempo. „Hierauf wird,“ heißt es in der „Beschreibung der Hohen Karlschule zu Stuttgart (1783),“ „die kommandirte ganze Wendung gegen die zwischen den Hauptthüren des Speiseaales befindliche Kanzel gemacht, auf welcher das für die Akademie besonders ver-

faste Morgen- und Abendgebet von dem Aufseher und das sowohl vor als nach dem Essen darauf folgende Vater Unser von den Zöglingen der dritten und vierten bürgerlichen Abtheilung, die hierin, wie die Aufseher, von Tag zu Tag abwechseln, mit lauter Stimme gebetet und von der ganzen hohen Schule mit aufgehobenen Händen und einer feierlichen Stille angehört wird; worauf sich alle nach einer neuen Wendung zu Tisch setzen und das Frühstück (so späterhin auch Mittagsmahl und Abendbrod) genießen. Das ist es aber auch Alles, was in dieser (von keinem der Biographen Schillers benutzten) sehr ausführlichen „Beschreibung“ über die gemeinsame Gottesverehrung in der Anstalt gesagt wird. Kein Wort von einer erbaulichen Sonntagsfeier, oder von irgend einem andern Mittel zur Erweckung und Nahrung wahrer Frömmigkeit. Nur von Unterrichtsstunden ist die Rede, in denen „man ihnen den Zweck ihres Daseins und die Pflichten, die sie Gott, ihrem Nächsten und sich selbst schuldig sind, durch die reine Lehre der heiligen Schrift und durch den Vortrag der aus der Natur und Bestimmung des Menschen abgezogenen sittlichen Wahrheiten recht lebhaft vor Augen zu malen“ suchte. Allein die Dürftigkeit eines solchen — wie sich aus dieser Angabe ersehen läßt — Geist und Herz wohl nur sehr wenig befriedigenden moralisirenden Unterrichtes hat Schiller gewiß nicht mehr anzuziehen vermocht, als die trockene Dogmatik, die früher der Rektor Jahn in Ludwigsburg ihm vorgetragen und dabei wiederholentlich darüber geklagt hatte, daß sein Zögling „gar keinen Sinn für Religion habe,“ da er lieber in dem unter dem Tische verborgen gehaltenen Gesangbuche lese, als auf die Worte des Lehrers höre, und zwar „Befehl Du Deine Wege“ und „Ein feste Burg ist unser Gott,“ u. dgl. aber nicht „In dulci júbilo“ memoriren möge. So war er denn in Betreff seiner religiösen Ansichten und Gefühle fast ganz sich selbst überlassen, und wenn er auch in dem Lesen der Bibel und des „Messias“ Berichtigung dieser Ansichten und Nahrung für diese Gefühle zu suchen bemüht war, zum Gebete seine Zuflucht nahm, den Andachtsübungen, welche einige der Lehrer, die zu den sogenannten „Stillen“ gehörten, mit den ihnen dazu empfohlenen Schülern zu halten pflegten, eine Zeitlang beivohnte, begannen doch, jemehr er sich in seiner Abgeschlossenheit den philosophischen Reflexionen hingab, bange Zweifel in ihm rege zu werden, und in den „Morgengedanken,“ die er (1777), trotz der Aufsicht, die ihn umlanschte, nicht nur niederschrieb, sondern sogar in die Zeitschrift „Schwäbisches Magazin“ einrücken ließ, spricht er zu Gott: „Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten rast und der Unglaube zu meiner Linken spottet. Da stehe ich und schwanke oft im Sturme! — Du magst mir Alles nehmen, mein Gott, jedes herzjesselnde Erdenglück, jede betäubende Weltfreude! Laß mir nur die Wahrheit, so habe ich Glück und Freude genug.“ Er hat diese Wahrheit sein ganzes übriges Leben hindurch nie zur vollen Befriedigung gefunden, und die Klage darüber tönt uns aus seinen lyrischen und didaktischen Gedichten oft genug in rührender Weise entgegen. Diese dort in ihm aufgestiegenen, vergebens bekämpften Zweifel, die durch den bitteren Mißmuth über die Sklaverei, in der er schmachten mußte, noch düsterer und quälender wurden, regten in ihm den Gedanken an ein Schicksalswalten an, das sich in seiner Ideenwelt immer dämonischer gestaltete. „Alle meine Entwürfe sollen scheitern!“ schreibt er (1783). „Ein kindsköpfiger Teufel wirft mich, wie seinen Ball, in dieser sublunaren Welt herum. Ich bin nicht, was ich hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritt zu

früh gegen mich.“ Und so später (1791): „Von der Wiege meines Geistes bis jetzt habe ich mit dem Schicksale gekämpft.“ Es tritt dieses Schicksal in Schillers dramatischen Dichtungen mehr oder minder deutlich gestaltet, mit seinem geheimnißvollen, unbesiegbaren Walten hervor, und erscheint im „Wallenstein“ statt der weltgeschichtlichen Nemesis, um durch den Trug der Sterndeutung den Helden untergehen zu lassen. „Es schleicht,“ spricht ahnungsvoll die Terczka, „ein finsterner Geist durch unser Haus, und schleunig will das Schicksal mit uns enden!“ Von diesem fatalistischen Elemente getrieben, wandelt die „Jungfrau von Orleans,“ wie Hillebrand bemerkt, „vor uns als eine willenlose, somnambule Träumerin, der wirklichen Gegenwart entrückt;“ und in der „Braut von Messina“ führt ein Fluch, der forterbt, mit fatalistischer Blindheit das Verhängniß herbei.

Hat man den wesentlichen Unterschied zwischen dem, was Göthe und Schiller in ihren Dichtungen geleistet haben, darin gefunden, daß der Erstere dabei von dem Besondern zum Allgemeinen hinauf, der Letztere von dem Allgemeinen zum Besondern hinabstieg, Jener die Wirklichkeit idealisirt, Dieser das Ideal verwirklicht darstellt; so mag eine so verschiedene geistige Richtung wohl nicht allein aus der eigenthümlichen Natur, sondern zum Theil auch wohl aus der ungleichartigen Erziehung der beiden großen Dichter hervorgegangen sein. Göthe lernte als wenig beaufsichtigter Jüngling die wirkliche Welt in den mannigfaltigsten Erscheinungen kennen, sah auf ihrem Schauplatze die verschiedenartigsten Scenen in bunter Abwechslung darstellen, durchwanderte die Straßen der Stadt, besuchte Werkstätten, glänzende Gesellschaftsalons, muntre, versteckt gehaltene Zusammenkünfte junger, lebenslustiger Leute, Theater und Konzertsäle, verkehrte mit Rathsherren, Geistlichen, Gewerbetreibenden aller Art, Schauspielern und frommen Damen, sammelte Lebensbilder von dem verschiedensten Genre, wußte jeder dieser Anschauungen ihr Eigenthümliches abzugewinnen, es festzuhalten und in sich zu einem sprechenden Abbilde zu verarbeiten. Was seine Seele davon in sich aufnahm, vermogte sie treu und wahr, in reiner Objektivität, nur durch das Zauberlicht der Poesie mit wunderbarer Beleuchtung versehen, auch Andern vor die Seele zu führen. — Schiller dagegen, sich täglich vom Morgen bis zum Abende in einem und demselben Kreise herumbewegend, nichts Anderes sehend, als das immer Gleiche, woran diese Kreisbewegung ihn vorüberführte, die Menschen nur in den „getreuen Abgüssen eines und eben desselben Modells“ kennen lernend, nur durch das Eisengitter seines Kerkers voll Sehnsucht in die Welt hinausschauend, ohne sich ihr nähern zu dürfen, mußte aus der, durch diese Aufregung bis zur Exaltation erhitzten, Phantasie die Bilder hernehmen, die ihm das wirkliche Leben nicht zuführte, mußte in Idealen schwärmen, wo das Reale ihm fremd blieb.

Man könnte nun aber glauben, die Stuttgarter Militär-Akademie mit ihrer so ganz verfehlten, abnormen Einrichtung dürfe bei der Beantwortung der Frage: Haus oder Schule? nicht für maßgebend gelten, da doch in dieser Frage nicht von einer schlecht, sondern im Gegentheile von einer wohl organisirten Schule, nicht von einer Abnormität, sondern nur von einer Sache, wie sie gewöhnlich ist, die Rede sein müsse. Allein wenn man hier Haus und Schule als Alternativen, und als getrennt von einander aufstellt, so daß Eins das Andre ausschließt, dann mögen die hier zur Sprache gekommenen Uebelstände, die aus einer solchen Trennung hervorgehen, auch

nicht immer so grell und deutlich in das Auge fallen, wie in jener (deshalb auch gleich nach dem Tode ihres Stifters wieder aufgehobenen) Anstalt; sie sind demohingachtet überall, wo eine so exklusive Tendenz in ihrer Einrichtung vorwaltet, vorhanden, und müssen es sein, wenn, bei gänzlicher Ausschließung der elterlichen Mitwirkung, unter den angewendeten Erziehungsmitteln die väterliche und mütterliche Liebe, der beruhigende, milder stimmende Friede des vertrauten Familienkreises, die durch frühe Gewöhnung und freundliche Erinnerung so lieb gewonnene Heimath fehlt. Weiß eine Erziehungsanstalt oder gewöhnliche Schule auf diese Mittel den vollen Werth zu legen und sie mit Sorgfalt zu benutzen, hemmt sie den Verkehr ihrer Zöglinge mit dem Elternhause nicht mehr, als dringend nöthig ist, fördert ihn dann andrerseits, so viel sie es vermag, und bleibt dabei selbst mit diesem Elternhause in der nöthigen Verbindung; dann werden wir, wenn Göthes Privaterziehung im häuslichen Kreise uns eben so wenig befriedigend erscheint, als Schillers abgeschlossene Ausbildung in der Militair-Akademie, kein Bedenken tragen, auf unsre Titelfrage zu antworten: Nicht Haus, nicht Schule allein, sondern Haus und Schule vereint.

früh gegen mich." Und dem Schicksale gekämpft oder minder deutlich gescheint im „Wallenstein“ den Helden untergehen. Geist durch unser Hauschen Elemente getrieben uns als eine willenlose, „Braut von Messina“ herbei.

Hat man den we Dichtungen geleistet hab meinen hinaus, der Letzt idealisiert. Dieser das It nicht allein aus der eige Erziehung der beiden gr Jüngling die wirkliche W die verschiedenartigsten S Stadt, besuchte Werkstätten junger, lebenslustiger Le werbetreibenden aller Ar schiedensten Genre, wußte ten und in sich zu einem nahm, vermogte sie tren wunderbarer Beleuchtung sich täglich vom Morgen. Anderes sehend, als das schen nur in den „getreu das Eisengitter seines R dürfen, mußte aus der, hernehmen, die ihm das ihm fremd blieb.

Man könnte nun o ten, abnormen Einrichtun für maßgebend gelten, d von einer wohl organisir wie sie gewöhnlich ist, ternative, und als getren die hier zur Sprache gefe

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale

M

Y

C

K

G

W

B

G

R

19

18

17

16

15

14

13

12

11

10

9

8

M

6

5

4

3

2

A

des Geistes bis jetzt habe ich mit s dramatischen Dichtungen mehr regbaren Walten hervor, und er durch den Trug der Sternentung ssvoll die Terzka, „ein finstret s enden!“ Von diesem fatalisti wie Hillebrand bemerkt, „vor Regenwart entrückt;“ und in der ischer Blindheit das Verhängniß

Goethe und Schiller in ihren von dem Besondern zum Allge hinabstieg, Jener die Wirklichkeit erschiedene geistige Richtung wohl uch wohl aus der ungleichartigen e lernte als wenig beaufsichtigter unnen, sah auf ihrem Schauplatz durchwanderte die Straßen der versteckt gehaltene Zusammenkünfte Rathsherren, Geistlichen, Ge umelte Lebensbilder von dem ver liches abzugewinnen, es festzuhal seine Seele davon in sich auf das Zauberlicht der Poesie mit führen. — Schiller dagegen, a Kreise herumbeugend, nichts ag ihn vorüberführte, die Men- ells“ kennen lernend, nur durch hauend, ohne sich ihr nähern zu erhigten, Phantasie die Bilder realen schwärmen, wo das Reale

demie mit ihrer so ganz verfehl Haus oder Schule? nicht lecht, sondern im Gegentheile sondern nur von einer Sache, hier Haus und Schule als M- Andre ausschließt, dann mögen n Trennung hervorgehen, auch

